

# Über die Macht der Altersbilder: Kultur – Diskurs – Dispositiv

Harm-Peer ZIMMERMANN

*Prof. Dr., Institut für Populäre Kulturen, Universität Zürich*

Was lässt sich kulturwissenschaftlich über Altersbilder sagen? Besonders über gutes Leben im hohen Alter? Der Beitrag beginnt (I) mit einer kulturalanthropologischen Tour d'horizon und geht dann (II) auf eine diskurs- und machttheoretische Herausforderung ein.

## I Kulturanthropologische Tour d'horizon

Alter wird in den Kulturen der Welt sehr unterschiedlich wahrgenommen. Es gibt sogar Kulturen, denen es gar nicht einfällt, grundsätzlich zwischen alt und nicht-alt zu unterscheiden (beispielweise die Kung im südafrikanischen Buschland, vgl. Keith, 1994). Dort sind alte Menschen so vollständig in Familien- und Verwandtschaftsstrukturen eingebunden, dass keine allgemeinen Altersbilder erforderlich sind. Kulturelle Vergleiche zeigen: Was immer physiologische Alterungsvorgänge sein mögen – Altersbilder richten sich durchaus nicht danach. Sie sind nicht einfach Abbildungen, Widerspiegelungen von natürlichen Alterszuständen. Ja, nicht einmal die Bezeichnung „Alter“ ist zwangsläufig und notwendig. Denn dann würde sie überall und zu jeder Zeit auftreten, was sie aber nicht tut.

Kulturalanthropologie fragt deshalb nicht nach der Biologie des Alters, nicht danach, „was die Natur aus dem Menschen macht“, sondern es geht um eine pragmatische Altersanthropologie in der Linie von Immanuel Kant. Sie fragt danach, was Menschen als kulturell situierte und pragmatisch handelnde Wesen aus sich selber machen oder machen können und sollen:

„Eine Lehre von der Kenntnis des Menschen, systematisch abgefaßt (Anthropologie), kann es entweder in *physiologischer* oder in *pragmatischer* Hinsicht sein. – Die physiologische Menschenkenntnis geht auf die Erforschung dessen, was die *Natur* aus dem Menschen macht, die pragmatische auf das, was er, als freihandelndes Wesen, aus sich selber macht, oder machen kann und soll“ (Kant. 1798/1981).

Und das heißt auch, dass keine ideellen Absolutheiten beansprucht werden. Ein Altersbild ist kein Urbild, das im Sinne von Platon das Wesen des Alters erfassen würde, unabhängig von wechselnden Umständen, Konstellationen und Situationen. Bei Altersbildern handelt es sich auch nicht um Archetypen im

Sinne von Carl Gustav Jung, in denen archaische Erfahrungen aufgehoben und verewigt wären.

Altersbilder sind also weder Abbilder noch Urbilder noch Archetypen. Weder eine materielle noch eine ideelle Instanz macht fixe Vorgaben, und schon gar nicht sind Begriffe und Bewertungen vorgegeben. Was ein gutes oder ein schlechtes Leben im Alter sei, das ist nicht ein für allemal festgelegt, und schon gar nicht steht es von Anfang an fest, sondern das ist eine Frage, die ins Offene und Relative von Geschichte und Kultur führt:

„Die Offenheit des Gefragten besteht in dem Nichtfestgelegtsein der Antwort“  
(Gadamer, 1960).

Vom Alter, zumal vom guten oder schlechten Leben im Alter, kann kulturwissenschaftlich nur im Plural seiner historischen und kulturellen Bedingungen, Veränderungen und Unterschiede gesprochen werden. Bilder und Begriffe, Bedeutungen und Bewertungen des Alters entwickeln sich wie alle Menschenbilder im offenen Horizont kultureller Perspektiven, Praktiken und Aushandlungsprozesse. Noch dazu sind diese Horizonte selbst offen in dem Sinne, dass sie als Handlungsspielräume ausgedeutet und ausgeweitet werden können. In diesem Sinne hat Max Scheler (1928/1947) von prinzipieller „Weltoffenheit“, hat Helmuth Plessner (1928/1975) von „exzentrischer Positionalität“, hat Arnold Gehlen (1956) von „konstitutioneller Plastizität“ des Menschen gesprochen. Historische und ethnografische Studien belegen die sogar „extreme kulturelle Plastizität des Alter(n)s“ (Sagner, 1997; Zimmermann, 2010). Demnach sind Altersbilder ein sowohl in zeitlicher als auch in räumlicher Dimension offenes Geschehen, überaus wandelbar und formbar. Was immer ein biologischer Alterungsprozess sein mag, die kulturellen Antworten darauf sind unerschöpflich vielfältig. Gehlen (1956) spricht hier von der „unendlichen potentiellen Variabilität der Handlungen und der Unerschöpflichkeit der Dingansichten“.

Altersbilder können zunächst als dasjenige aufgefasst werden, was in einer Kultur über das Alter sagbar und sichtbar wird. Bezeichnungen und Bilder sind die Bedingung der Möglichkeit dafür, dass das Alter überhaupt in Erscheinung tritt und namhaft wird (am Beispiel der Geschlechterdifferenz: Butler, 1993/1997). Altersbilder gehören somit zur *symbolischen* Ordnung des Lebens. Und das heißt, was immer die Natur aus dem Menschen macht, es könnte ohne eine Semantik und Symbolik des Alters nicht kontinuierlich wahrgenommen, ausgedrückt und bewertet, geschweige denn durchdacht und bearbeitet werden.

Altersbilder sind kulturelle Erscheinungen sprachlich-bildlicher Art. Damit sie sich herausbilden können, ist es nötig, dem „Rauschen“ (Foucault, 1966/2001) vielfältiger Wahrnehmungen einzelne Eindrücke (zum Beispiel graue Haare, Falten, gebeugte Haltung) zu entnehmen, sie zusammen zu sehen und dauerhaft auf den Nenner „Alter“ zu bringen. Einzelne Anhaltspunkte müssen als Merk-

male und Kennzeichen des Alters (oder bestimmter Seiten des Alters) identifiziert, selektiert und synthetisiert werden, damit sich ein geschlossenes Altersbild ergibt. Dass dabei andere Eindrücke unberücksichtigt bleiben, ist ebenso zwangsläufig wie es stets machtförmig ist. Alle Altersbilder operieren distinktiv, indem sie Grenzen ziehen, um überhaupt Gestalt annehmen und Geltung beanspruchen zu können (Foucault, 1970/1991). Sie grenzen ein, was zum Bereich „des Sagbaren und des Sichtbaren“ gehört (Deleuze, 1987; Foucault, 1969/1981), und sie grenzen aus, was die Stabilität der eigenen Gestalt gefährdet. Dieses Andere bleibt zwangsläufig unbeobachtet und unberücksichtigt; man kann auch sagen: Es wird unsichtbar gemacht, aus dem Horizont von Altersvorstellungen ausgegrenzt. Solche Operationen der Ein- und Ausgrenzung, die das Sagbare vom Nicht-Sagbaren scheidet, bilden den Modus vivendi jeden Altersbildes. Und dieser Modus ist nicht auf einen einmaligen Akt beschränkt. Nur durch ständiges Erinnern und alltägliches Zitieren kann es gelingen, ein Altersbild aufrecht zu erhalten und die Nachhaltigkeit seiner Wirkungen zu gewährleisten (Foucault, 1970/1991). Erst Performativität, „die ständig wiederholende und zitierende Praxis“ (Butler, 1993/1997), das „doing age“ (Schroeter & Zimmermann, 2011), sichert die Stabilität einer symbolischen Ordnung namens Alter.

In solchen Ordnungen mischen sich bildliche und kategoriale Aspekte. Die Kategorie abstrahiert von allen Inhalten und repräsentiert das Alter als Klasse oder Form, im Unterschied zu anderen Klassen oder Gegenkategorien. Eine Welt der Altersbilder entfaltet sich in dem Maße, wie eine Kultur entlang der kategorialen Leitdifferenz von alt und nicht-alt Felder der Kommunikation eröffnet, aufbaut und ausdifferenziert. Von der *Kategorie* „Alter“ unterscheiden sich *Altersbilder* durch ihre Anschaulichkeit, ihren empirischen Gehalt. Sie beziehen sich auf konkrete Erfahrungen und beispielhafte Inhalte. Und das heißt auch, Altersbilder sind in erster Linie Bilder und Beispiele (Rentsch, 2008). Sie beruhen auf visuellen Wahrnehmungen und Vorstellungen, und sie haben exemplarischen Charakter. Sie stützen sich auf anschauliche Vorkommnisse, einprägsame Beobachtungen am Nächsten, im Familienkreis, in der Nachbarschaft, in der Gemeinde und im weiteren Umfeld bis hin zu denjenigen Beispielen, die durch Bildmedien dargestellt und verbreitet werden. Altersbilder zeichnen also ein *Bild* des Alters, wofür sie bestimmte Alterserscheinungen zu exemplarischen Typen zusammenfassen und wiederkehrend präsent machen.

Alterbilder repräsentieren aber immer nur *bestimmte* Erfahrungen und Erkenntnisse über das Alter. Es handelt sich um selektive Repräsentationen. Als solche aber sind Altersbilder zugleich Wissensspeicher. Sie heben Wissen auf und verdichten es. Sie reichen weiter als für den Moment ihres Auftauchens; sie repräsentieren auf Dauer gestellte Erfahrungen, gewissermaßen historisch standardmäßig wiederholte Einstellungen und Meinungen, Vorstellungen und

Bewertungen im Hinblick auf das Alter und seine Qualitäten. Altersbilder sind eine Form des kollektiven und des kulturellen Gedächtnisses, um mit Jan Assmann zu sprechen (Assmann, 1992). Dabei beschränkt sich das Bildgedächtnis nicht auf eine lediglich *rezeptive* Zusammenfassung von Eindrücken und Erfahrungen. Es handelt sich nicht um eine bloß passive Form. Vielmehr handelt es sich um ein aktivierendes Speichermedium. Altersbilder wirken erkenntnis- und handlungsleitend. Sie setzen Perspektiven, regen Initiativen und Interessen an, geben Verhaltensmuster vor. Mit Hans-Georg Gadamer (1960) lässt sich von „produktiven Vorurteilen“ sprechen. Alle Altersbilder sind Vor-Urteile in dem Sinne, dass sie vorgängige Befunde über Befindlichkeiten, Situationen und Konstellationen des Alters beinhalten. Sie präjudizieren Auffassungen und Einschätzungen, prägen Intentionen, lösen Aktivitäten aus. Und damit erfüllen sie orientierende und integrierende Funktionen zugleich.

Ihre Orientierungsleistung besteht darin, dass Altersbilder Aufmerksamkeiten wecken, bündeln und lenken. Es handelt sich um kognitive Schemata, Beobachtungsformeln, die kontinuierliche Wahrnehmungen und gleichbleibende Interpretationen ermöglichen. Aber nicht nur in kognitiver und semantischer, sondern auch in pragmatischer und normativer Hinsicht stellen Altersbilder Orientierungsleistungen dar: Sie geben Bedeutungen und Bewertungen vor. Sie grenzen ab und schärfen ein, was ein gutes Leben im Alter sei und was nicht. Sie demonstrieren, in welcher Art und Weise „zweckmäßig“, „richtig“ und „sinnvoll“ zu handeln sei. Ihre Integrationsleistung besteht darin, dass Altersbilder einen kulturellen Rahmen setzen, der weitgehend identische Sichtweisen und Verhaltensmuster ermöglicht. Durch Altersbilder wird der Horizont für eine kulturell verbindliche Verständigung über das Alter begrenzt und ausgelegt, werden Standards kollektiven Denkens und Handelns gesetzt und wiederkehrend realisiert. Altersbilder gehören damit zu den *Institutionen*. Das sind nach Arnold Gehlen auch alle Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltensmuster, die dafür sorgen, Verunsicherungen und Überforderungen (hier: im Umgang mit dem Alter) zu vermeiden (Gehlen, 1986). Wie bei allen Institutionen besteht die soziale Relevanz von Altersbildern in ihrer *Entlastungsfunktion*. Sie sind darauf angelegt, einen aufwendigen oder beliebigen Umgang mit dem Alter auszuschließen. Sie schaffen übersichtliche und verlässliche Verhältnisse durch Reduktion von Komplexität.

Durch Altersbilder wird überhaupt erst *soziales* Altern möglich. Denn erst in dem Maße, wie Altersbilder stabile Kommunikationsmuster bereitstellen und durchsetzen, sind ältere Menschen vor willkürlicher Behandlung geschützt. Altersbilder vermitteln Sicherheit. In ihrem Rahmen dürfen ältere Menschen eine geregelte Integration erwarten. Was allerdings an durchaus belastende Bedingungen geknüpft sein kann! Sicherheit bedeutet nicht per se, ein „gutes Leben“ im Alter führen zu können, sondern gesichert wird, was eine Kultur im

Ganzen für „gut“ hält und bejaht. Und das kann für den Einzelnen auf ziemlich harte Reglementierungen und Lebensbedingungen hinauslaufen.

Einmal etablierte Altersbilder bilden also keineswegs offene Horizonte. Sie stehen, mit Gadamer (1960) zu sprechen, ihren Akteuren und Interpreten „nicht zu freier Verfügung“. Vielmehr verhält es sich gerade umgekehrt: Altersbilder halten „das Bewusstsein der Interpreten besetzt“, und zwar mit der ganzen aktivitätslenkenden „Macht der Wirkungsgeschichte“. Wie alle Institutionen treten auch Altersbilder stets machtförmig auf. Nach Gehlen (1986) handelt es sich um „*stabilisierende* Gewalten“, die das Gewaltmonopol der Kultur gegenüber ihren Mitgliedern in Anspruch nehmen. Denn um kollektiv verbindlich gelten zu können, müssen Altersbilder der Willkürlichkeit einzelner Willensrichtungen entzogen sein. Deshalb reklamieren Altersbilder „den Individuen gegenüber etwas wie eine Selbstmacht“ und „Eigennorm“. Kulturanthropologisch wäre also vom ambivalenten oder sogar paradoxen Charakter aller Altersbilder zu sprechen: Sie realisieren Weltoffenheit, sie eröffnen Handlungsspielräume, aber das tun sie immer nur, indem sie diese Räume einschränken und andere Möglichkeiten ausschließen.

In ihrer Vorurteils- und Machtförmigkeit geben Altersbilder aber nicht allein Ordnungen und Darstellungen von Sachfragen vor, sondern sie „greifen bis in unsere Wertgefühle und Willensentschlüsse durch“. Sie prägen unsere normativen Vorstellungen. Die Bewertung dessen, was ein gutes Leben im Alter sei, steht uns nicht völlig frei, sondern kulturelle Bewertungsmuster leiten unsere Urteile an. Hinzu kommt: Solche Muster ergreifen die „ganze Menschennatur“, besetzen über die kognitive und normative Sphäre hinaus die Gefühlssphäre und den gesamten Körper. Altersbilder prägen sich den Individuen als „affektives Schema“ ein und machen sich „bis in ihr Herz hinein geltend“ (Gehlen, 1956).

Was kulturell als gutes oder schlechtes Leben im Alter gilt, das ist tief in unserer Gefühlswelt verankert; und von dort aus macht es sich nicht zuletzt in spontanen Affektäußerungen geltend. Das kann Sympathie, Freude, Mitleid und Trauer bedeuten, aber eben auch Angst, Ekel und Abscheu vor bestimmten Erscheinungen des Alters, besonders des hohen Alters. Altersbilder wirken als eine Macht, die sich uns wie eine „zweite Natur“ einschreibt und uns eine emotionale, ja, eine somatische Verfassung und Gestalt gibt (Gehlen, 1950). Altersbilder sind immer auch und sogar in erster Linie Körperbilder (Belting, 2001), und zwar im doppelten Sinne: Darsteller und Bildner menschlicher Körper. Sie haben eine Wirkmacht, die unmittelbar in den Körper eingeht. Mit Helmuth Plessner gesprochen: Die geradezu physiologische Relevanz von Altersbildern besteht darin, dass sie den menschlichen Leib besetzen und sich darin verkörpern (Plessner, 1941/1982).

Diese Macht der Altersbilder, Körper zu formen, lässt sich mit Michel Foucault als „somatische Macht“ oder „Bio-Macht“ begreifen (Foucault,

1977/1983, 1978, 1999). Altersbilder werden demnach nicht nur kognitiv und normativ verinnerlicht, sondern sie werden geradezu inkorporiert, und das heißt auch: Der Körper selbst bildet ein Speichermedium; das kulturelle Gedächtnis besitzt eine somatische Matrix. Altersbilder gehen gleichsam in Fleisch und Blut über, werden zu Mimik und Gestik, Haltungen und Habitus (Bourdieu, 1987). Mit Arnold Gehlen (1956) gesprochen: Altersbilder bewirken, dass sich Altern weit überwiegend in „schematischen Gesten“ abspielt.

Unsere kulturanthropologische Tour d'horizon läuft somit auf ein eher skeptisches Altersbild-Szenario hinaus. Bei aller Offenheit ist immer auch von zwingenden Wirkungen, Machtförmigkeit und Schematismen zu reden. Und damit sind nun allerdings ausgerechnet wir fröhlichen Gerontologen mächtig herausgefordert. Denn im Unterschied zu einer traurigen Gerontologie, die das Alter vor allem im Zeichen von Defiziten, Disengagement und dergleichen Deprimierendem wahrnimmt, wollen wir doch gerade auf Offenheit und Ermöglichung hinaus. Und wir wissen uns darin einig mit einer Soziologie, die hoch differenzierte Gesellschaften wie die unsrige durch enorme Zugewinne an Handlungsspielräumen und an Handlungsoptionen ausgezeichnet sieht. Entsprechend spricht die Gerontologie vom „differenziellen Alter(n)“ (als allgemeinen Überblick vgl. Schöllgen & Huxhold, 2009) und von „Potenzialen des Alters“ (vgl. vor allem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2006). Die Offenheit unserer Kultur für aktive Lebensgestaltung und heterogene Altersformen wird als Rahmenbedingung für ein gutes Leben bis ins hohe Alter ausgewiesen und geschätzt.

## 2 Diskurs- und machttheoretische Herausforderung

In dieses optimistische Szenario fährt nun die Diskurs- und Machttheorie von Michel Foucault hinein wie eine Spielverderberin. Wo schon kulturanthropologisch von Ambivalenzen und Paradoxien zu sprechen ist, dort geht Foucault noch sehr viel weiter: Er nimmt sich nicht weniger als dasjenige Selbstverständnis moderner Kulturen und Gesellschaften vor, das auch unserem gerontologischen Optimismus zugrunde liegt.<sup>1</sup> Foucault folgend wäre zu fragen: Ist Offenheit nicht möglicherweise eine Aussage moderner Diskurse, die schließt, was sie als offen ansieht?<sup>2</sup> Und sollten wir fröhlichen Gerontologen nicht viel

<sup>1</sup> Foucault bezieht sich nicht systematisch direkt auf das Alter, sondern er charakterisiert Prozesse von Diskurs- und Normalisierungsgesellschaften, die ich hier auf das Alter übertrage.

<sup>2</sup> Was kulturanthropologisch als eine Grundbefindlichkeit des Menschen ausgewiesen wird, die Weltoffenheit, das gehört nach Foucault zum Selbstverständnis erst der modernen Diskursgesellschaften und ist für diese von praktischer Relevanz, nämlich wahrnehmungs-, denk- und handlungsleitend.

mehr im Sinne einer skeptischen Aufklärung wirken, nämlich darüber nachdenken, inwieweit unsere Leitformeln tatsächlich für ein gutes Leben bürgen können oder ob und inwiefern sie das paradoxerweise nicht tun?

Mit Foucault wäre zunächst zu bedenken: Bei aller Vielfalt und Heterogenität heutiger Altersbilder handelt es sich keineswegs um freie oder gar „wilde“ Differenzierungen. Vielmehr geht es auch in offenen Gesellschaften geordnet zu, nämlich nach diskursiven und systemischen „Formationsregeln“ (Foucault, 1969/1981). Darüber hinaus aber spricht Foucault von system- und diskursübergreifenden Klammern, die unterschiedliche Differenzierungsprozesse strategisch verknüpfen und koordinieren: Das sind die „Dispositive der Macht“ (Foucault, 1978). Und als ein zentrales unter ihnen kann das Dispositiv der Offenheit, Potenzialität und Differenzialität angesehen werden.

Auf unser Thema übertragen heißt das: Altersbilder, wie sie sich heute in mannigfaltigen Diskursen, Systemen, Lebensbereichen ausdifferenzieren, werden zusammengehalten und koordiniert durch das umfassende Selbstverständnis ihrer Offenheit und ihres Differenzierungspotenzials. Was aber sollte daran problematisch sein? Handelt es sich doch eindeutig um ein Dispositiv der Ermöglichung: Es ermöglicht und ermutigt Menschen, ihr Leben bis ins hohe Alter selbstverantwortlich zu gestalten, Optionen und Chancen wahrzunehmen und sich als handlungsmächtige Personen zu begreifen. – Das tut es zweifellos. Aber in gleichem Maße kann mit Foucault von einem Dispositiv der Einschränkung und Ausschließung gesprochen werden. Und zwar unter zwei Aspekten: einerseits jedes einzelne Individuum, andererseits die Bevölkerung im Ganzen betreffend.

Unter der diskurs- und machttheoretischen Perspektive Foucaults erscheint zunächst das vermeintlich handlungsmächtige Alterssubjekt als ein im strikten Sinne des Wortes Unterworfenes (sub-iectum), nämlich einem kognizentrischen Menschenbild ausgesetzt. Die Formeln „differenzielles Alter(n)“ und „Potenziale des Alters“ verhalten sich insofern als eine unterwerfende Macht, als sie Subjekte an der Norm aufrichten, stets aktiv, produktiv und erfolgreich auf die Herausforderungen des modernen Lebens zu reagieren. Das läuft bis auf den Zwang hinaus, sein Leben bis ins hohe Alter offen und different führen zu *müssen*. Was aber geschieht mit denjenigen, denen es an kognitiven und anderen Möglichkeiten mangelt? Und was geschieht mit uns allen, wenn die Anforderung, Potenziale zu aktivieren und geistig und körperlich stets auf der Höhe differenzieller Möglichkeiten zu sein, sich zu einer Art von „fürsorglicher Belagerung“ (Frevert, 1985) auswächst?

Davon profitiert vor allem eine *Active-, Anti- und Pro-Ageing-Industrie*. Ein ganzes *Empowerment-Imperium* rückt dem Alter zu Leibe, kommerzialisiert seine Ängste, durchdringt und durchformt seine Disponiertheit, seinen Habitus,

seine Verhaltensweisen (Schroeter, 2008). Was sollte anderes dabei herauskommen als eine Paradoxie: Differenzialität, reduziert auf marktgängige Formen? Und was sollte anderes herauskommen als „schematische Gesten“? Oder gar ein Habitus der Indifferenz. Das ist „der flexible Mensch“, wie ihn Richard Sennett (2006) beschrieben hat. Ein Mensch, desorientiert im Hinblick auf alle Inhalte, die Bestand oder bleibenden Wert hätten, desolat im Hinblick auf alles, was dauerhafte Bindung, was Verantwortung, Verpflichtung und Versprechen bedeuten. Und was sollte anderes herauskommen als eine Dramatisierung des Unterschiedes zwischen gutem und schlechtem Leben im Alter: Auf der einen Seite die jungen, fitten Alten, konsumfreudig, eventbereit, offen für jede orthopädische Mode; auf der anderen Seite die alten Alten, multimorbid, moribund, auf Transferleistungen angewiesen. Die wohl erstaunlichste Paradoxie differenziellen Alter(n)s besteht in Indifferenz: Weltoffenheit als Halt-, Maß- und Ziellosigkeit. Und sie besteht in einer fatalen Ausgrenzung, wenn nämlich das hohe Alter als Sinnbild schicksalhafter Entdifferenzierung erscheint, als Schreckbild alles dessen, was das favorisierte Bild von den Differenzen und Potenzialen des Alters widerlegt.

Der zweite Aspekt ist „der ganze soziale Körper“, die Bevölkerung im Ganzen. In dieser Beziehung beobachten wir (im Rahmen des VW-Projektes „Gutes Leben im hohen Alter“), dass Potenziale des Alters derzeit vor allem zitiert werden, um demografischen Herausforderungen zu begegnen. Das aber ist, mit Foucault beurteilt, ein zutiefst ambivalentes Unterfangen. Zweifellos ermöglicht es vieles. Aber ebenso offensichtlich ist: Demografen, Wissenschaftler, Politiker, Gesundheitsexperten usw. – Foucault spricht von „Pastoralmächten“ (Foucault, 1978/2003; Voss, 2011; Powell & Azrini, 2005) – nehmen für sich in Anspruch, definieren zu können, welche Normen und Standards für das Wohlergehen „aller und eines jeden“ durchschnittlich maßgeblich seien (Foucault, 1978/2003). Was sollte anderes daraus resultieren als eine Paradoxie: Differenzialität im Rahmen von Mittel- und Durchschnittswerten, um nicht zu sagen: im Modus von Mittelmaß und Fremdbestimmung? Noch dazu unter Aufbietung gewaltiger Bedrohungsszenarien: „Potenziale des Alters“ werden sozusagen mit dem Zeigefinger zitiert. Die Bevölkerung wird in Alarmstimmung versetzt, um sie auf gesundheits-, pflege- und rentenfiskalische Brisanz einzustellen. Mit Foucault gesprochen: Im Namen von Potenzial und Differenz vollzieht sich eine umfassende „Normalisierung“, wenn nicht „Disziplinierung“ von Alter (Foucault, 1977/1983).

Dieser *Mainstream* des Altersdiskurses zeigt sich auch an einer enormen Monotonie, wie sie derzeit in populären Publikationen anzutreffen ist: Metaphern wie „Altenlast“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2011), „Rentnerberg“ (BILD, 2008) „dunkle Demografiewolken“ (Norddeutsche Hausbesitzerzeitung,

2009) bestimmen das Bild. Über gutes Leben im Alter steht meistens nicht viel mehr zu lesen, als dass es „aktiv, produktiv und erfolgreich“ sein soll. „Differenzielles Alter(n)“ reduziert sich hier auf den formalen Modus der Aktivität. Von wirklichen Inhalten und Inventaren guten Lebens ist kaum die Rede, zumal nicht im Hinblick auf das hohe Alter – von einer Lebenskunst angesichts von Verletzlichkeit und Endlichkeit ganz zu schweigen. Erfolg oder Scheitern, produktiv oder unproduktiv – diese banale Differenz wird vielfach und unhinterfragt als Leitdifferenz unserer Kultur vorausgesetzt. Deren ökonomische Herkunft ist unverkennbar. Unter ökonomischer Hegemonie aber geht es um Business und Bilanzen. Und gerade das hohe Alter entwickelt sich darunter zu einem hochgradig angstbesetzten Thema: denn unter Marktgesichtspunkten kann es kaum mehr als die nicht erfolgreiche, unproduktive, Ressourcen bindende, gar die Weltwirtschaft gefährdende Seite des Alters repräsentieren (Kieler Nachrichten, 2011).

Aber sollte gutes Leben nicht gerade im Hinblick auf das hohe Alter jenseits von Marktkategorien, Aktivitätsformeln, Normalmaßen gedacht werden? In diesem Sinne versteht sich der kulturwissenschaftliche Part des VW-Projektes „Gutes Leben im hohen Alter“ als Beitrag zu einer skeptischen Gerontologie und Aufklärung. Und in diesem Sinne galt es hier zunächst, auf vor allem sechs problematische Tendenzen im medialen, kommerziellen, populären und mitunter auch im wissenschaftlichen Gebrauch der Formeln „Potenziale des Alters“ und „differenziellen Alter(n)“ hinzuweisen:

- auf ihr kognizentrisches Menschenbild
- auf ihre Bindung an marktgängige Formen
- auf ihre Indifferenz gegenüber dem hohen Alter
- auf ihre Bindung an den Modus der Fremdbestimmung
- auf ihre Normalisierungs- und Disziplinierungseffekte
- auf ihre Koppelung an die banale Differenz von Erfolg und Scheitern.

Nicht aber Abkehr vom „differenziellen Alter(n)“ ist das Ziel, sondern die Rückführung dieser Formel auf Möglichkeiten und Materialitäten von Differenz. Das sind Möglichkeiten, wie sie Judith Butler unter dem Begriff *queering* diskutiert (Butler 1993/1997) und wie sie Jean-François Lyotard unter einer anderen Formel von Aktivität und Differenz vorbringt:

„aktivieren wir die Differenzen, retten wir die Differenzen“ (Lyotard, 1999).

## Literatur

- [1] Assmann, J. (1992). Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. München: Beck.  
 [2] Beiting, H. (2001). Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft. München: Fink.

- [3] BILD (2008). Rentenexperten schlagen Alarm. Die Alten beuten die Jungen aus. BILD, 11.03.2008, S. 1.
- [4] Bourdieu, P. (1987). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- [5] Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2006). Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft – Der Beitrag der älteren Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. Berlin: Bundesdruckerei.
- [6] Butler, J. (1993/1997). Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- [7] Deleuze, G. (1987). Foucault. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- [8] Foucault, M. (1966/2001). Botschaft oder Rauschen. In M. Foucault, Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden. Bd. 1: 1954-1969. Herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- [9] Foucault, M. (1969/1981). Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- [10] Foucault, M. (1970/1991). Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main: Fischer.
- [11] Foucault, M. (1977/1983). Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp (= Sexualität und Wahrheit, Bd. 1).
- [12] Foucault, M. (1978). Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve.
- [13] Foucault, M. (1978/2003). Die analytische Philosophie der Politik. In M. Foucault, Dits et Ecrits. Schriften in vier Bänden. Bd. 3: 1976-1979. Herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald (S. 675-695). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- [14] Foucault, M. (1999). In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- [15] Frankfurter Allgemeine Zeitung (2011). Erdrückt von der Last der Alten. FAZ, 8, 11.01.2011, S. 29.
- [16] Frevert, U. (1985). Fürsorgliche Belagerung. Geschichte und Gesellschaft, 11, 420-446.
- [17] Gadamer, H.G. (1960). Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr.
- [18] Gehlen, A. (1950). Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Bonn: Athenäum.
- [19] Gehlen, A. (1956). Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen. Bonn: Athenäum.
- [20] Gehlen, A. (1986). Anthropologische und Sozialpsychologische Untersuchungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- [21] Kant, I. (1798/1981). Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. In I. Kant, Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von W. Weischedel. Bd. 6: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- [22] Keith, J. (1994). Old Age and Age Integration: An Anthropological Perspective. In M.W. Riley et al. (eds.): Age and Structural Lag. Society's Failure to Provide Meaningful Opportunities in Work, Family, and Leisure (pp. 197-216). New York: John Wiley & Sons.
- [23] Kieler Nachrichten (2011). Alzheimer: Gefahr für die Weltwirtschaft. KN, 152, 02.07.2011, S. 21.
- [24] Lyotard, J.-F. (1999). Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Herausgegeben von Peter Engelmann. Wien: Edition Passagen.
- [25] Norddeutsche Hausbesitzerzeitung (2009). Dunkle Demografiewolken, NHZ, 111, 18.08.2009, S. 2.
- [26] Plessner, H. (1928/1975). Die Stufen des Organischen und der Mensch. Berlin, New York: de Gruyter.

- [27] Plessner, H. (1941/1982). Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens. In H. Plessner, Gesammelte Schriften. Herausgegeben von G. Dux, O. Marquard, E. Ströker. Bd. 7: Ausdruck und menschliche Natur (S. 201-387). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- [28] Powell, J., Azrini, W. (eds.) (2005). Foucault and Ageing. New York: Nova Science Publishers.
- [29] Rentsch, T. (2008). Situationen und Geschichten. Zur Philosophie des Beispielgebrauchs. Dresden: Unveröffentlichtes Manuskript.
- [30] Sagner, A. (1997). Wurzeln, Gegenstandsbereiche und Entwicklungslinien der ethnologischen Altersforschung. Zeitschrift für Ethnologie, 122, 143-168.
- [31] Scheler, M. (1928/1947). Die Stellung des Menschen im Kosmos. München: Nymphenburger.
- [32] Schöllgen, I., Huxhold, O. (2009). Differenzielles Altern. Informationsdienst Altersfragen, 36/2.
- [33] Schroeter, K.R. (2008). Altersbilder als Körperbilder: Doing Age by Bodyfication. Expertise zum sechsten Altenbericht der Bundesregierung. TS. Kiel: CAU Kiel.
- [34] Schroeter, K.R.: Zimmermann, H.-P. (2011). Doing Age on Local Stage. Ein diskurs- und performanztheoretischer Beitrag zur Gouvernementalität alternder Körper. Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch 6: Alter und Altern. Innsbruck.
- [35] Sennett, R. (2006). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag.
- [36] Voss, D. (2011). Leben machen und sterben lassen. Facetten der Bio-Macht. Merkur. Zeitschrift für europäisches Denken, 74, 109-120.
- [37] Zimmermann, H.-P. (2010). Kulturelle Plastizität des Alters. In BMFSBJ (Hrsg.): Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik. Altersbilder in der Gesellschaft. Bericht der Sachverständigenkommission an das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (S. 86-112). Berlin: Bundesdruckerei.



# **GUTES LEBEN IM HOHEN ALTER**

Das Altern in seinen  
Entwicklungsmöglichkeiten und  
Entwicklungsgrenzen verstehen

herausgegeben von

**Andreas Kruse, Thomas Rentsch &  
Harm-Peer Zimmermann**

**GUTES LEBEN IM HOHEN ALTER:**  
Das Altern in seinen Entwicklungsmöglichkeiten  
und Entwicklungsgrenzen verstehen

Herausgeber

**Andreas Kruse**

*Ruprecht-Karls-Universität, Heidelberg*

**Thomas Rentsch**

*Technische Universität Dresden*

**Harm-Peer Zimmermann**

*Universität Zürich*



Prof. Dr. Dr. h.c. Andreas Kruse  
Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg  
Institut für Gerontologie  
Bergheimer Straße 20  
69115 Heidelberg

Prof. Dr. Thomas Rentsch  
Technische Universität Dresden  
Institut für Philosophie  
Lehrstuhl für Praktische Philosophie  
Zellescher Werg 17  
01062 Dresden

Prof. Dr. Harm-Peer Zimmermann  
Universität Zürich  
Institut für Populäre Kulturen  
Lehrstuhl für Populäre Literaturen und Medien  
Affolternstrasse 56  
CH-8050 Zürich

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

<i>Verlag</i>	<i>Auslieferung</i>
Akademische Verlagsgesellschaft AKA GmbH Postfach 10 33 05 69023 Heidelberg	Herold Auslieferung und Service GmbH Raiffeisenallee 10 82041 Oberhaching (München)
Tel.: 0049 (0)6221 21881 Fax: 0049 (0)6221 167355 info@aka-verlag.de www.aka-verlag.com	Fax: 0049 (0)89 6138 7120 herold@herold-va.de

© 2012, Akademische Verlagsgesellschaft AKA GmbH, Heidelberg

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ohne ausdrückliche Zustimmung des Verlages ist unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Umschlagentwurf: Ingrid Maria Spakler, Heidelberg  
Drucker: cpi buchbücher.de gmbh, Birkach  
Printed in Germany

ISBN 978-3-89838-667-8

## Inhaltsverzeichnis

Grußwort <i>Manfred GOGOL</i>	vii
Vorwort <i>Andreas KRUSE, Thomas RENTSCH, Harm-Peer ZIMMERMANN</i>	ix
<b>(I) Entwicklungsmöglichkeiten, Entwicklungsanforderungen und Altersbilder</b>	
Altersbilder, Altern und Verletzlichkeit – theoretische Perspektiven und empirische Befunde <i>Eric SCHMITT</i>	3
Entwicklung im sehr hohen Alter <i>Andreas KRUSE</i>	33
Ethik des Alterns: Perspektiven eines gelingenden Lebens <i>Thomas RENTSCH</i>	63
<b>(II) Disziplinäre Diskurse über Altersbilder</b>	
Über die Macht der Altersbilder: Kultur – Diskurs – Dispositiv <i>Harm-Peer ZIMMERMANN</i>	75
Vorteil oder Vorurteil? – Eine kritische Auseinandersetzung mit Altersbildern <i>Morris VOLLMANN</i>	87
„Über der gewonnenen Zeit hängt eine Bedrohung ...“ – Zur medialen Thematisierung von (hohem) Alter und Demenz: Inhalte, Strukturen, diskursive Grundlagen <i>Heinrich GREBE</i>	97
Zugewinn im Defizit – Sinnfenster in der populären Rezeption von Demenzen <i>Welf-Gerrit OTTO</i>	109
Alter(n) ist nicht gleich Alter(n) – Deutungen der Hochaltrigkeit in wissenschaftlichen Diskursen <i>Timo JACOBS</i>	121
Ressourcen und Risiken der Hochaltrigkeit <i>Dagmara WOZNIAK</i>	135

**(III) Altersbilder als thematischer Kontext der Fachdiskurse über Alter**

Altersbilder in der Sozialen Arbeit <i>Stefan POHLMANN</i>	151
Der Paradigmenwandel als Gestaltungsaufgabe – Ambivalenzen der Ökonomisierung und Aktivierung des Alterns <i>Rolf G. HEINZE</i>	173
Der Einfluss von Altersbildern auf Behandlung und Pflege <i>Hartmut REMMERS und Ulla WALTER</i>	205
Auf dem Weg zur Caring Community <i>Thomas KLIE</i>	231
Verletzlichkeit im Alter aus ethischer Sicht <i>Wilfried HÄRLE</i>	239
Das Leben im Sterben gestalten – Eine kulturell-anthropologische und empirische Analyse des persönlichen und fachlichen Umgangs mit Endlichkeit <i>Andreas KRUSE</i>	249
Motivation und therapeutische Beziehung in der Geriatrie – Fallbeispiele <i>Werner VOGEL</i>	275
<b>(IV) Die Radikalität des Alters</b>	
Die Radikalität des Alters – Welche Chancen birgt das hohe Alter <i>Andreas KRUSE</i> im Gespräch mit der Psychoanalytikerin <i>Margarete MITSCHERLICH-NIELSEN</i>	283
<b>Sachwortregister</b>	293
<b>Personenregister</b>	299